



Lisa Frohn

Ab ins Wohnprojekt!

Wohnräume werden
Wirklichkeit

 oekom

Lisa Frohn

Ab ins Wohnprojekt!

Wohnräume werden Wirklichkeit

ISBN 978-3-96238-076-2

344 Seiten, 13,0 x 20,5 cm, 22,- Euro

oekom verlag, München 2018

©oekom verlag 2018

www.oekom.de

Vom Anfangen

Am Anfang meiner Beschäftigung mit gemeinschaftlichen Wohnprojekten stand die Begegnung mit Heide Wroblewski im Jahr 2006. Heide war zu einem Workshop gekommen, den ich damals im Naturpark Cabo de Gata in Andalusien organisiert hatte, wo ich zu der Zeit lebte. Ich hatte eine Ausbildung am Institut für Beziehungstherapie bei Anna und Andreas Stadter in Bayern gemacht und dabei war die Idee entstanden, einen Workshop in einem Seminarhaus am Meer zu organisieren. Eine der TeilnehmerInnen war Heide Wroblewski aus Karlsruhe.

Heide und ich freundeten uns an, und in den Folgejahren besuchte sie mich jedes Jahr in Spanien. Eines Tages – ich glaube, es war im Herbst 2007 – erzählte sie von einer Anzeige, die sie in der Zeitung gesehen hatte. Es ging um eine Veranstaltung zur Planung eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts. Heide war zu dieser Veranstaltung gegangen und hatte beschlossen mitzumachen. Sie erzählte voller Begeisterung davon – meine Neugier war geweckt. Jedes Detail musste Heide mir berichten. Und je mehr ich erfuhr, umso größer wurde mein Interesse.

2015 schließlich ist Heide in ihr Wohnprojekt im Quartier am Albgrün in Karlsruhe eingezogen. Davon, wie das Projekt begonnen und wie es sich entwickelt hatte, welche Rolle Heide dabei spielte, erzählt sie im Interview, das ich im Herbst 2017 mit ihr geführt habe (Seite 27).

2012 bin ich nach Deutschland zurückgezogen, aufs Land in die Nähe von Köln. Solange ich in Spanien lebte, war Heide die einzige, die ich kannte, die in einer Wohnprojektgruppe engagiert war. Jetzt aber wollte ich auch andere kennenlernen. Ende 2012 habe ich die

ersten Workshops der Wohnschule in der Melanchthon-Akademie in Köln besucht. Karin Nell und Joachim Ziefe befanden sich damals in der Gründungsphase und entwickelten das Bildungskonzept für die Wohnschule. In den Interviews berichten sie darüber, wie es mit der Wohnschule angefangen hat und wie im Laufe der Jahre das Konzept weiterentwickelt wurde (Seiten 257 und 268).

Ich habe seit 2013 verschiedene Projektgruppen in unterschiedlichen Rollen erlebt: als Gast, als Moderatorin, als Dozentin, als Mitinitiatorin und als einfaches Mitglied. So konnte ich Erfahrungen sammeln und Erkenntnisse gewinnen. Mich interessierte besonders das Thema Kommunikation: wie die Teilnehmenden miteinander umgehen, wenn sie untereinander kommunizieren, aber auch, wie die Gruppe sich nach außen darstellt. Ich erkannte, wie wichtig die Gemeinschaftsbildung ist, wie die Prozesse ablaufen, die zu Entscheidungen führen, und wie Entscheidungen letztendlich überhaupt getroffen werden. Mir wurde auch klar, wie wichtig die Atmosphäre in einer Gruppe ist und wie sie beeinflusst wird, sowohl negativ als auch positiv.

Jedes einzelne Projekt hat seine persönliche und individuelle Geschichte. Oft beginnt sie damit, dass bei irgendeiner Gelegenheit im privaten Kreis das Thema Wohnen auf den Tisch kommt und jemand fragt: »Wie wäre es, wenn wir irgendwann mal alle zusammen wohnen würden?« Oder jemand erzählt von einem Film, in dem es um gemeinsames Wohnen geht. Oder jemand hat ein Buch oder einen Bericht in einem Magazin oder einen Artikel in einer Zeitung gelesen. Oder jemand hat jemanden kennengelernt, der oder die in einem Wohnprojekt wohnt oder gemeinsam mit anderen ein Projekt plant. Oft ergibt sich dann ein fröhliches Herumspinnen nach dem Motto: »Was wäre wenn ...?«. Ich kenne eine Gruppe von langjährigen Freunden und Freundinnen, die sich mehrmals im Jahr reihum zu einem mehrstündigen Essen treffen und seit Jahren zusammen überlegen, wie es wäre, wenn sie zusammen wohnen würden. Die Idee bereitet allen viel Freude und sie entwickeln die tollsten Ideen. Ich war einmal als Gast bei einem solchen Essen dabei und habe nachgefragt, wie sie es denn machen

würden, wer von ihnen denn die jetzige Wohnung oder das jetzige Haus für ein gemeinsames Projekt verkaufen würde. Da wurde es still am Tisch. Allmählich gestand die eine, dass das Haus für die Kinder erhalten werden soll, erklärte der andere, dass er sich überhaupt nicht vorstellen könne, die Wohnung zu verkaufen. Klar war aber auch, dass die meisten von ihnen nicht genug Geld hatten, um sich auf ein neues, gemeinsames Projekt einzulassen, ohne das bestehende Eigentum zu veräußern.

Als Nächstes fragte ich in die Runde, wie sie denn als Gruppe gemeinsam Entscheidungen treffen wollten. Und auch da wurde klar, dass sie darüber nicht wirklich nachdenken wollten. So genau wollten sie das alles gar nicht bereden. Sie wollten rumspinnen und Spaß haben und die Illusion aufrechterhalten, die sie gemeinsam über Jahre entwickelt hatten. Nach meiner Einschätzung wird diese Freundesgruppe sich zwar weiterhin zu gemeinsamen Essen treffen, aber kaum ein gemeinsames Wohnprojekt realisieren. Vielleicht aber wird irgendwann einmal jemand aus diesem Kreis andere finden und mit ihnen zusammen die über Jahre ersponnenen Wohnträume Wirklichkeit werden lassen.

Oft ergibt sich der Impuls für ein gemeinschaftliches Wohnprojekt aus Veränderungen der Lebenssituation, seien sie vorhersehbar oder ungeahnt: Jemand ist gestorben; ein Kind kommt auf die Welt; eine Beziehung zerbricht; die Zeit des Erwerbslebens geht zu Ende und man überlegt, wie die kommende Lebensphase gestaltet werden könnte; das Haus ist viel zu groß geworden, seit die Kinder ausgezogen sind; jemand verliert seinen Job oder wechselt die Stadt für einen neuen Arbeitsplatz. Im mittleren Lebensalter erleben viele, wie ihre Eltern im Alter wohnen, wie sie ihre letzten Jahre verbringen oder verbracht haben. Oft führt dies den Kindern vor Augen, wie sie im Alter auf keinen Fall leben wollen. Und sie wissen, dass sie sich selbst kümmern müssen und nicht warten können, dass ihnen jemand das Haus baut und die Lebenssituation zimmert, die sie sich für sich vorstellen.

Ich habe keine Untersuchungen darüber gefunden, welche Bevölkerungsgruppe die meisten gemeinschaftlichen Wohnprojekte

gründet. Mein Eindruck nach den vielen Treffen mit Leuten aus der Wohnprojekteszene ist der, dass es oft Männer und Frauen zwischen Mitte fünfzig und Mitte sechzig sind, die eine Vision vom gemeinschaftlichen Wohnen entwickeln und anfangen, sie umzusetzen. Wenn die Kinder aus dem Haus sind und die letzten Jahre vor der Rente begonnen haben, fangen viele an, sich Gedanken über ihr Leben nach dem Erwerbsleben zu machen. Gemeinschaftliches Wohnen kann dann ein Ansatz sein, die Lebensphase des Alters zu nutzen, um etwas ganz Neues zu machen, zusammen mit anderen.

Ein Anfang, bei dem ich dabei war: Im März 2015 hielt Ute Remus im Rahmen der Brühler Gleichstellungswoche einen Vortrag zum Thema *Profitiert von uns! Frauen im Alter – Reich an Berufs- und Lebenserfahrung*. Auch der Bürgermeister war gekommen. Ute Remus stellte unter anderem die Frage nach alternativen Wohnmodellen in den Raum, worauf Bürgermeister Freytag reagierte und ihr zurief: »Ich kann Ihnen ein Grundstück anbieten. Am Rosenhof.« Alle jubelten und klatschten. Ute reagierte ohne zu zögern und sagte, sie werde eine Liste auslegen, damit diejenigen sich eintragen können, die an einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt in Brühl interessiert sind. Damit war ein Anfang gemacht.

Ich trug mich in die Liste ein und eine Woche später saß eine Gruppe von sieben Frauen im ersten Stock der Kaffeerösterei Moccacafair. Wir redeten darüber, welche Wohnsituation wir uns wünschten und wie wir uns gemeinsames Leben in einem Haus vorstellten. Über Monate hinweg trafen wir uns alle zwei Wochen zu Gesprächen. Wir hatten uns auch einen Namen gegeben: 33 Rosen. Angelehnt an das Grundstück am Rosenhof, das wir jedoch bald als ungeeignet für unsere Vorstellungen ausmachten. Ohne es je ausführlich besprochen und entschieden zu haben, beruhten unsere Gespräche auf dem Grundgedanken, dass die Rechtsform für das Wohnprojekt eine Genossenschaft sein sollte. Dazu, wie eine solche Genossenschaft ins Leben gerufen werden könnte, hatten wir einen Termin mit einem Berater vereinbart, den Ute kannte und der uns nichts berechnete. Denn die Gruppe war nicht bereit, Ver-

bindlichkeiten einzugehen, also gab es auch kein gemeinsames Geld, um einen Berater bezahlen zu können. Wir hatten auch ein Gespräch mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, der wir unsere Ideen vortrugen. Auch das ohne jede Verbindlichkeit. Als nach Monaten immer noch all unser Reden vage blieb, begann ich, mich allmählich zurückzuziehen. Ute Remus verließ die 33 Rosen, weil sich der genossenschaftliche Gedanke in der Gruppe nicht durchsetzen konnte. Kurz bevor ich die Gruppe endgültig verließ, kam Trudy Braun dazu. Mit ihr habe ich im Juni 2018 ein Interview geführt. Sie hat darüber berichtet, wie es in Brühl weitergegangen ist, was aus den 33 Rosen geworden ist und auf welchem Grundstück die neue Brühler Wohnprojektgruppe ein Haus mit Eigentumswohnungen bauen will (Seite 127).

Am Anfang eines jeden Projekts steht ein Traum. Eine Vorstellung. Eine Vision. Oft ist es ein einzelner Mensch, bei dem der Traum vom Wohnprojekt so stark wird, dass genug Kraft entsteht, um andere anzuziehen. Oft entwickelt sich dann eine kleine Gruppe von Leuten, die gemeinsam die Vision ausformulieren und nach außen tragen. Diese Anfänge sind voller magischer Momente. Voller Enthusiasmus. Voller Vorfreude. Voller visionärer Energie. Voller Gedankenspiele, Fantasien und Vorstellungen, die alle so bestärken, dass sie bereit sind, den nächsten Schritt zu tun.

Warum ein Wohnprojekt?

Wohnprojekte, wie sie in diesem Buch vorgestellt werden, sind Gemeinschaftsprojekte. Die Gemeinschaft eines Wohnprojekts kann auf unterschiedliche Art und Weise entstehen. Manche Gemeinschaften werden von sozialen Institutionen, Bauträgern, Investoren oder anderen Organisationen für ein Wohnprojekt ins Leben gerufen. Das heißt, es gibt ein bestimmtes Gebäude oder es soll eines gebaut werden, und darin sollen Menschen wohnen und eine Gemeinschaft bilden. Diese *Top-down*-Methode ist, wie viele Berichte zeigen, nicht besonders erfolgreich – eine funktionierende Gemeinschaft bringt sie nur selten hervor.

Anders ist es bei den *Bottom-up*-Projekten: Sie entstehen von unten. Von solchen Projekten erzählt dieses Buch. Oft geht es folgendermaßen los: Irgendjemand hat eine Idee oder eine Vision, bespricht sie mit anderen, und wenn die Idee standhält und die Vision die anderen überzeugt, dann bildet sich eine kleine Gruppe. Üblicherweise entwickeln die Mitglieder dieser Gruppe gemeinsam die ursprüngliche Idee weiter und entwerfen ein gemeinsames Konzept. Sie begeben sich auf einen Weg mit dem Ziel, eines Tages zusammen in ein Haus einzuziehen und dort in guter Nachbarschaft miteinander zu leben. Dieser Weg dauert in der Regel mehrere Jahre.

Bei der Realisierung eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts geht es um das Ideelle, das Konzept, den Gemeinschaftsgedanken und die Art des Miteinanders. Es geht aber genauso um das Materielle, um Architektenpläne, Verträge, Geld, Zement und die Anzahl der Steckdosen in der Küche. Für das Gelingen eines Wohnprojekts ist beides wichtig, das Ideelle und das Materielle, die

Software und die Hardware, weiche Faktoren und harte Fakten, prozessorientiertes Denken und zielorientiertes Handeln.

Wohnprojekte bestehen aus einzelnen Wohnungen unterschiedlicher Größe, in denen Familien, Paare, Alte, Junge, Alleinlebende oder auch Wohngemeinschaften leben können. Einige Projekte planen und realisieren auch sogenannte Spezialwohnungen, in denen zum Beispiel eine zentral gelegene Gemeinschaftsküche und ein Gemeinschaftswohnzimmer von einzelnen kleinen Wohneinheiten umgeben sind, die aus einem Schlafräum und einem Bad und gegebenenfalls einer Teeküche bestehen. Es gibt Wohnprojekte, die aus mehreren Häusern bestehen. Andere verwirklichen ihre Vision in einem einzigen großen Haus.

Wenn es um die ideale Größe einer Wohngruppe geht, so heißt es, 30 sei eine gute Zahl. Bei einer kleineren Gruppe könnte bei internen Konflikten die Gefahr bestehen, dass sie auseinanderbricht und das gesamte Projekt in Gefahr gerät. Bei 30 MitbewohnerInnen kann man sich im Konfliktfall auch einmal aus dem Weg gehen und trotzdem noch Gemeinschaftlichkeit finden, zudem sei die Stabilität des Gesamtprojekts größer.

Die Motivation der Einzelnen, ein Wohnprojekt zu gründen oder bei einem Projekt mitzumachen, kann sehr unterschiedlich sein. Die verschiedenen Menschen, Vorstellungen und Träume so zu kombinieren, zusammenzufügen und auch zusammenzuhalten, dass gemeinsame Ziele entstehen, die über Jahre hinweg gemeinsam verfolgt werden, ist die große Herausforderung aller Initiativen.

Die meisten Menschen, die sich einem Wohnprojekt anschließen, wünschen sich eine gute und vertrauensvolle Nachbarschaft, in der man aufeinander achtet, sich gegenseitig unterstützt und einander hilft. Darüber hinaus sind die Variationen von Ideen, Leitbildern und Konzepten, die als Basis für das Gemeinschaftsleben dienen können, nahezu unendlich.

Bei der Ausgestaltung des Gebäudes legen Wohnprojektgruppen üblicherweise Wert auf ökologische und umweltfreundliche Materialien, auf bewussten Umgang mit Ressourcen, insbesondere im Hinblick auf die Energieversorgung, und auf eine Architek-

tur, die das Gemeinschaftsleben fördert. Laubengänge sind beliebt, Barrierefreiheit ist üblich und Gemeinschaftsräume sind unabdingbar. Es werden Dachterrassen geplant, Gärten zur Selbstversorgung angelegt, Carsharing-Stationen eingerichtet und vieles mehr. Je nach Standort und finanziellen Möglichkeiten sind der Fantasie kaum Grenzen gesetzt.

Jede Wohnprojektgruppe braucht eine Struktur und eine Rechtsform, um sich und ihre Aktivitäten zu organisieren und um geschäftsfähig zu sein. Oft werden Vereine gegründet, viele organisieren sich auch als Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR), Gesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH), Kommanditgesellschaft (KG) oder Genossenschaft (eG).

Ein Bericht des Deutschen Instituts für Urbanistik geht davon aus, dass es ungefähr 500 bis 600 gemeinschaftliche Wohnprojekte in Deutschland gibt und dass ungefähr ein Drittel davon als Genossenschaft organisiert ist. Das FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e.V. benennt eine Zahl von 4.000 bis 5.000 Wohnprojektgruppen in Deutschland. Jedenfalls ist die Zahl der Gruppen, die sich regelmäßig treffen, um ihre Idee vom gemeinsamen Wohnen umzusetzen groß – und sie wird immer größer.

Gemeinschaftliche Wohnprojekte werden als neue Wohnform bezeichnet, aber die Grundidee ist alt. Bereits vor 50 Jahren – im Zusammenhang mit der »68er-Bewegung« – bildeten sich in der alternativen und linken Szene Kommunen und Lebensgemeinschaften, von denen einige bis heute bestehen. Zwischen den »bürgerlichen« Wohnprojekten, wie sie derzeit überall gegründet werden und um die es in diesem Buch geht, und den Kommunen mit ihren politischen, ökologischen, spirituellen und ökonomischen Idealen und Lebenskonzepten gibt es große Unterschiede. Was Gemeinschaftsbildung angeht oder Kommunikationsformen in Gruppen oder die Entwicklung von gemeinsamen Prozessen zur Entscheidungsfindung oder moderne Organisationsformen in selbstbestimmten und selbstorganisierten Gemeinschaften – da haben die Kommunen einen großen Erfahrungsvorsprung. Von diesem können die »bürgerlichen« Projekte lernen. Und viele tun das auch.

Die Wohnprojekteszene ist facettenreich und heterogen. Ihre Ziele und Ansprüche unterscheiden sich mitunter erheblich und ebenso die Gründe, die Menschen dazu bewegen, sich einer Wohnprojektgruppe anzuschließen, einen neuen, ungewissen Anfang zu wagen, aufzubrechen. Am besten wird diese Vielfalt greifbar, wenn die AkteurInnen selbst zu Wort kommen.

II

UMZIEHEN

*Interviews mit Menschen,
die den
Aufbruch wagten*

Für alle zusammen etwas Neues schaffen

Heide Wroblewski

Quartier am Albgrün in Karlsruhe

■ 2007 erzählte mir Heide, dass sie sich einer Gruppe angeschlossen hatte, die ein gemeinschaftliches Wohnprojekt plante und eine Genossenschaft gründete. Ich fand das unheimlich spannend, und Heide hat mir bis 2012 bei unseren jährlichen Treffen immer genau berichtet, wie es mit dem Projekt voranging. In den Jahren danach schloß unser Kontakt zunächst ein. 2017 dann habe ich Heide eine E-Mail geschrieben und sie gefragt, ob sie sich vorstellen könne, mir ein Interview für dieses Buch zu geben. Sie war sofort einverstanden und wir haben uns am 23. November 2017 in Karlsruhe getroffen.

* * *

Ich würde gerne anfangen mit Daten und Fakten. Wie viele Häuser habt ihr hier auf dem Gelände?

► Wir haben hier sieben Häuser gebaut.

Und wie viele Wohnungen gibt es in diesen Häusern?

► Das sind 94 Wohnungen. Außerdem haben wir eine Arztpraxis, eine Praxis für Ergotherapie, eine Praxis für Physiotherapie und einen Pflegedienst. Für diese Unternehmen haben wir einen Investor gefunden, weil die nur zur Miete in das sogenannte Gesundheitshaus wollten.

Ihr habt für dieses Projekt unterschiedliche Rechtsformen gewählt. Welche sind das?

► Wir haben drei Rechtsformen, das ist außergewöhnlich und in Deutschland ein Pilotprojekt. Wir wollten erreichen, dass wir ein echtes Mehrgenerationen-Wohnprojekt sind und haben uns überlegt, wie wir unterschiedliche Leute am besten zusammenbekommen. Deswegen haben wir Eigentumswohnungen angeboten, extra eine Wohnbaugenossenschaft gegründet und mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft Volkswohnung Mietwohnungen errichtet.

Das ist ein ehrgeiziges Unterfangen, dass eine Projektgruppe sich traut, drei Rechtsformen zu verwirklichen. Das habe ich so noch nie gehört.

► Und es ist extrem kompliziert. Wir haben zum Beispiel keine Parkplätze für Autos und auch keine Fahrradhäuschen auf dem Gelände gewollt. Die sind alle unterirdisch angelegt – und das berührt unterschiedliche Grundstücke, die den einzelnen Häusern zugeordnet sind. Das alles vertraglich und notariell abzustimmen, war sehr schwierig, das würden wir so nicht noch einmal machen wollen.

Habe ich es richtig verstanden, dass ihr die unterschiedlichen Rechtsformen gewählt habt, weil ihr davon ausgegangen seid, dass die eine Rechtsform für die einen und die andere für die anderen attraktiver ist?

► Genau.

Für wen ist denn die Eigentümerrechtsform attraktiv gewesen?

► Das waren vor allem junge Familien, denen auch innerhalb der Gemeinschaft Eigentum wichtig ist.

Und die Genossenschaft?

► Das ist so die mittlere Altersstufe. Wir sind davon ausgegangen, dass die Genossenschaft etwas für Menschen ist, die besonders sozial eingestellt sind, weil sie ja ein gemeinschaftliches Eigentum haben und es kein Eigentumsrecht an der einzelnen Wohnung gibt.

Und es ist in der heutigen Zeit, in der man seine Arbeitsstelle nicht unbedingt am Wohnort findet, sondern für einen neuen Arbeitsplatz oft die Stadt wechseln muss, sehr viel einfacher, aus einer Genossenschaftswohnung auszuziehen und das Geld zurückzuhalten, als eine Eigentumswohnung zu verkaufen. Im Moment ist die Situation ja gut, aber es hat durchaus Zeiten gegeben, in denen man Eigentumswohnungen nur mit großem Verlust verkaufen konnte.

Und welche Gruppe hat sich besonders für das Mietmodell interessiert?

► Das waren überwiegend Leute, die schon älter waren, und später sind auch junge Familien dazugekommen.

Wann bist du selbst hier eingezogen?

► Ich bin hier 2015 eingezogen. Ich wohne hier zur Miete.

War das deine ursprüngliche Idee?

► Nein. Ursprünglich hatte ich das Genossenschaftsmodell im Blick. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, dass das möglich sein müsste. Wir mussten 25 Prozent der Entstehungskosten einer Wohnung in die Genossenschaft einzahlen, und ich hatte ausgerechnet, dass ich mir das bis 2.500 Euro pro Quadratmeter leisten könnte. Es hat sich dann aber sehr schnell gezeigt, dass das nicht reichen wird. Die Kosten sind sogar über 3.000 Euro gestiegen. Und die Wohnung muss ja auch noch eingerichtet werden, ich will einigermaßen leben und hin und wieder verreisen – und da bin ich sehr schnell zur Miete gewechselt. Es hat übrigens einige Wechsel gegeben: Leute, die ursprünglich bei der Genossenschaft waren, haben sich doch fürs Eigentum entschieden und einige, die eigentlich Mieter waren, haben festgestellt, dass sie genug Geld für die Genossenschaft haben. Oder es waren eben Leute wie ich, die gesagt haben: »Nein, das kann ich jetzt nicht mehr aufbringen.«

Ist es dir damals schwergefallen, von der Genossenschaft zur Miete zu wechseln?

► Ja, das war schon schwer. Weil es mit den Menschen, die in der Genossenschaft aktiv waren, eine gewisse Verbundenheit gegeben hat. Aber jetzt, wo wir hier einmal wohnen, ist es durchaus so, dass sich die Leute aller Rechtsformen miteinander mischen.

Wie fing das vor zehn Jahren eigentlich alles an?

► Wir hatten im November 2007 die erste öffentliche Veranstaltung, um Leute zu suchen. Dort haben wir gleich das Konzept mit den drei verschiedenen Rechtsformen vorgestellt. Man konnte sich ohne Verpflichtung einer bestimmten Rechtsform zuordnen, um dabei vielleicht auch festzustellen, welche Wünsche man eigentlich hat. Damals gab es noch keine konkreten Pläne, gar nichts. Nur ein Grundstück, das von der Stadt angeboten wurde.

Warum hast du dich überhaupt für ein gemeinschaftliches Wohnprojekt interessiert?

► Ich hatte einen Artikel über das vorgesehene Projekt gelesen. Ich war auf der Suche nach einer altersgerechten Wohnung, um meiner Tochter zu ersparen, was ich mit meinen Eltern mitmachen musste, als sie Hilfe und Unterstützung brauchten. Ich war über viele Jahre hinweg fast mehr auf der Autobahn zu meinen Eltern unterwegs als zu Hause ... und das wollte ich meiner Tochter nicht abverlangen.

Ich war 68 und hatte eine kleine Lebensversicherung, die mir mit 70 ausgezahlt werden sollte. Ich hatte mir vorher schon überlegt, dass ich mich spätestens, wenn ich dieses Geld bekomme, um eine neue Wohnsituation kümmern werde – und darauf habe ich hingearbeitet. Und als ich den Artikel in der Zeitung gelesen hatte, da habe ich sofort angerufen und war bei dieser ersten Veranstaltung.

Wie viele Leute waren da gekommen?

► Das waren über 50 Leute, die mussten teilweise auf der Heizung sitzen. Später sind sogar manchmal mehr gekommen. Das hat viele Leute angesprochen. Jeden Monat sind um die 20, 30 oder 40 Leute

gekommen, die sich für das Wohnprojekt interessiert haben. Im November 2007 also kam ich dazu – und schon im Januar wurde ich verdonnert, eine Aktion durchzuführen.

Was war das für eine Aktion?

► Die ARD hat damals eine Woche lang über generationenübergreifende gemeinschaftliche Projekte und Aktivitäten berichtet, im Fernsehen und auch im Radio. Die Stadt Karlsruhe wollte zu dem Thema auch etwas anbieten und hat verschiedene Institutionen zusammengerufen, die Vorträge oder kleine Infostände organisieren sollten. Und das sollte ich für unser Projekt machen, obwohl es doch noch gar nichts Konkretes zu berichten gab. Ich stand also das erste Mal völlig alleine da, hatte von Tuten und Blasen keine Ahnung und musste von irgendwoher Flyer kriegen und einen Tisch und Stühle und Material. Da hat mir die Stadt sehr geholfen und auch die Volkswohnung, die hier das Mietshaus gebaut hat.

Das heißt, die Volkswohnung war damals schon im Boot.

► Der gehörte ein Teil des Grundstücks, das für das Projekt vorgesehen war. Und deshalb war sie im Boot.

Ihr hattet ja auch einen Projektentwickler, den die Stadt Karlsruhe engagiert hatte.

► Ja, er hat die ersten Treffen moderiert und seine Erfahrung präsentiert und aufgezeigt, wie das in den Niederlanden läuft, was in Tübingen, in Bielefeld, in München bereits passiert ist, was die alles schon entwickelt hatten. So hat er uns da herangeführt. Die Leute, die damals zu den Veranstaltungen kamen, wussten: Wir wollen anders leben, wir möchten nicht in einem Wohnsilo verkommen, wo vielleicht nebenan Leute krank werden oder sterben und wir kriegen das nicht mit. Wir wollten anders miteinander leben, aber wie genau das gehen könnte, das wusste niemand.

Was hat dich denn damals motiviert, dich bei dieser Aktion allein an einen Stand zu stellen und aktiv zu werden?

► Also ich kann es nicht aushalten, wenn irgendwo gefragt wird, wer sich bereit erklärt, etwas zu machen, und dann bricht das große Schweigen aus. Ich habe aber eigentlich auch immer Lust, etwas Neues zu machen, und keine Angst, ins kalte Wasser zu springen. Ich habe das Gefühl, dass mir immer alles gelungen ist. Dabei ist das gar nicht so. Es sind auch Sachen danebengegangen, aber das darf man sich dann nicht so zu Herzen nehmen.

Das sind ja die allerbesten Voraussetzungen, um im freiwilligen Engagement aktiv zu werden.

► Ja. Ich war von Anfang an aktiv dabei. Wir waren zu dritt, seit dem ersten Tag. Die beiden anderen, ein Paar, und ich haben uns gegenübergesessen und haben gemerkt, da ist was. Er ist sehr erfahren, was Genossenschaften anging, und er wollte unbedingt genossenschaftlich wohnen und seine Partnerin auch. Wir drei haben uns gefunden. Wir haben uns als die Lokomotiven des Projekts bezeichnet und die Leute mit unserer Begeisterung mitgezogen.

Und diese beiden wohnen jetzt im Genossenschaftshaus?

► Ja.

Ich habe heute Morgen bei meinem Rundgang zwischen den Häusern hier verschiedene Plakate und Fotos gesehen, auf denen du immer wieder zu sehen bist. Das zeigt ja, dass du ein wichtiges aktives Mitglied der Gemeinschaft bist. Du bist ja auch in der Planungsphase eine Zeit lang Geschäftsführerin des Projekts gewesen.

► Dazu muss ich sagen, dass der Projektentwickler nur eine beratende Funktion für das Projekt hat. Wir Bewohner sind diejenigen, die Entscheidungen treffen und Verträge abschließen müssen. Nach etwa einem halben Jahr ist der Geschäftsführer, den man zwischenzeitlich gefunden hatte – das war ein Bauingenieur –, aus familiären Gründen ausgestiegen und dann brauchte man dringend jemanden, der das Projekt nach außen vertritt. Man brauchte jemanden, der Ansprechpartner war, auch für die Stadt. Wir waren mittlerweile zu einer Gruppe geworden und haben an den Fra-

gen gearbeitet: Was wollen wir eigentlich? Wie soll das aussehen? Wie wollen wir später leben? Was möchten wir alles bewegen? Das haben wir zwei Jahre hin und her gewälzt. Und dafür brauchte man einen Ansprechpartner, auch für die Presse.

Und diese Funktion habt ihr »Geschäftsführer« genannt?

► Ja. Das kann man aber natürlich nicht mit der Geschäftsführung eines Unternehmens vergleichen. Unser Geschäftsführer hatte keine Entscheidungsgewalt, sondern war praktisch ein Mittler zwischen dem, was von der Stadt an uns herangetragen wurde, und dem, was von der Basis, von den künftigen Bewohnern, vermittelt werden sollte. Das habe ich weitergetragen. Ich war auch Pressesprecherin.

Also du warst sozusagen das Gesicht des Projekts nach außen.

► Mein größtes Anliegen war, diese Menschen, die sich für die Idee interessierten, so zusammenzuhalten, dass sie über die ganze Bau-phase bis zum Einzug und Wohnen Kontakt miteinander haben.

Über wie viele Jahre hast du das gemacht?

► Das habe ich sechs Jahre gemacht, aber bis wir eingezogen sind, hat es acht Jahre gedauert.

Hat dir diese Aufgabe Freude gemacht?

► Ja, sehr viel. Ich habe in meinem Leben nie so viel gearbeitet wie damals. Ich erinnere mich gar nicht mehr genau, was ich eigentlich gearbeitet habe. Aber ich habe von Montagmorgen bis Sonntagabend mit dem Projekt zu tun gehabt und es war mir nichts zu viel.

Du warst ja schon aus dem Berufsleben ausgeschieden, hattest keine Kinder mehr zu versorgen und keinen Mann, so konntest du dich dem voll und ganz widmen.

► Wir wollen uns hier gegenseitig so unterstützen, dass die Jungen für die Alten da sind, aber die Alten auch für die Jungen. Und die jungen Leute hätten wegen ihrer Berufstätigkeit das alles gar nicht machen können.

Es ist ja oft so, dass die Älteren die Aktiven, die Treiber sind, und dann suchen sie im Laufe des Planungsprozesses oft sehr intensiv nach Jüngeren. Ist das bei euch auch so gewesen?

► Nein, die waren von Anfang an dabei. Wir wussten zum Glück nicht, dass alles so viel länger dauern würde als erwartet. Es hat Situationen gegeben, die wir nicht zu verantworten hatten, die zu einer Verzögerung von zwei Jahren geführt haben. Wenn wir das vorher gewusst hätten, hätten einige Leute nicht mitgemacht.

2007 bist du aktiv geworden. Wie lange hat es denn gedauert, bis der Grundstein gelegt wurde?

► Das war 2010.

Und wann bist du eingezogen?

► Das war 2015. 2016 sind die letzten Häuser bezogen worden.

Würdest du das alles noch einmal auf dich nehmen?

► Für andere Leute nicht. Aber es war eine so wertvolle Erfahrung. Ich habe so viel gelernt ...

... man könnte auch sagen, du hast eine Alterskarriere gemacht.

► Ja wirklich. Ich hatte eine Ärztin, die sich mit Astrologie beschäftigt hat, und die kam eines Tages und hat gesagt: »Auf Sie kommt noch einmal etwas ganz Großes zu.« Und ich habe mich gefragt, was das wohl sein könne. Es war dieses Projekt.

Als ich in Rente gehen wollte, hatte ich mir vorher überlegt, was ich dann tun will. Ich habe dann acht Jahre in einem Museum gearbeitet. Und das war schon auch eine zweite Karriere, weil ich da mit Menschen aus aller Welt zu tun hatte und meine sprachlichen und kulturellen Kenntnisse anbringen konnte. Und als das aufhörte, war ich total deprimiert. Aber auf einmal fiel mir dieser Artikel über die erste Versammlung für dieses Projekt ins Auge.

Ich wollte aber noch etwas ergänzen: Zwei, drei oder vier Jahre lang hat kein Mensch gewusst, was das alles hier mal kosten wird. Wir hatten keine Pläne und nichts, und trotzdem waren die Leute dabei.

Das heißt ja, dass ihr die Vision gut verkauft habt.

► Ich glaube, ich kann andere begeistern, ohne ihnen etwas überzustülpen.

Oft springen Leute aus den Anfangszeiten der Gruppen ab, wenn klar wird, welches Grundstück bebaut werden soll. War das bei euch denn auch so?

► Nein, denn wir wussten ja von Anfang an, dass es dieses Grundstück sein wird, wenn wir rechtzeitig zu Potte kommen. Die Stadt hatte den Moderator, also den Projektentwickler, für dieses spezifische Grundstück engagiert.

Für wie lange?

► Ich nehme an für ein halbes Jahr. Dann mussten wir als Gruppe die Finanzierung übernehmen. Er hat Finanzierungspläne entwickelt und wir haben relativ bald angefangen, die Leute in die Kostenpflicht zu nehmen, weil sonst viele Leute dabeisitzen und Wünsche äußern und Entscheidungen mittreffen, aber keine Verbindlichkeiten eingehen.

Wann habt ihr angefangen, Geld einzusammeln?

► Das war bestimmt schon nach einem halben Jahr. Ich glaube, ich habe vielleicht 600 Euro eingezahlt. Wir mussten ja Flyer haben, wir brauchten Plakate, ein Logo, und wir mussten auch mal einen Kaffee bezahlen für irgendwelche Leute, die kamen. Und wir mussten den Moderator anteilmäßig bezahlen. Wir hatten eine Kasse, in die jeder, der mitmachen wollte, 600 Euro einzahlte, und die waren verloren, denn das war ja Geld, das ausgegeben wurde. Das »verloren« bezieht sich auf Interessenten, die wieder ausgestiegen sind. Für die künftigen Bewohner wurde das angerechnet.

Kannst du dich erinnern, wie viele Leute ihr damals wart?

► Das waren bestimmt 50, 60 Leute. Wir hatten ja eine Kasse für die verschiedenen drei Rechtsformen. Buchhalterisch wurde genau erfasst, welcher Anteil für welches Projekt zu verwenden war.